

2.

Marianne.

„Wenn ich nur in der Lotterie etwas gewänne, dann sollte es schon besser mit uns geh'n!“ — versetzte Meister Dampmann, als seine geduldige Gehälftin ihm versicherte: sie könne den Haushalt mit dem Wenigen, was er von seinem täglichen Erwerb ihr abgab, nicht länger mehr bestreiten. — Allerdings waren die Zeiten hart und schlecht, allein man gibt den Zeiten oft gar zu viel und sich selbst zu wenig Schuld, dies war wenigstens bei Dampmann der Fall. Während Lenore seine Hausfrau sparsam, fleißig und genügsam war, blickte er selbst gar zu oft und zu tief ins Trinkglas, und von leeren Gläsern war er kein Freund. Um Geldvorrath für den Sonntag zu haben, arbeitete er zwar die ganze Woche hindurch aber auch tief in den Sonntag hinein, so daß die Kirche nicht selten dabei zu kurz kam, und wenn die fromme Hausfrau ihn darauf aufmerksam machte, erwiederte er manchmal ganz trozig: „Die Arbeit geht vor.“ — Dagegen feierte er ganz gewissenhaft den sogenannten blauen Montag, man konnte aber nicht selten den folgenden Tag den schwarzen Dienstag nennen, weil dann gewöhnlich das Geld alle war. Die arme Marianne, seine Tochter, mußte dann mit der Mutter viel leiden, da wurde gebrummt, gezankt, und manchmal setzte es sogar einen harten Puff oder Stoß ab, und sie mußte bei manchen Kunden herumlaufen, und für gelieferte Arbeit den Leuten Geld abfordern, während sie sich oft verben Grobheiten aussetzte. Was ihre gute Seele aber noch weit mehr kränkte, war ihre arme Mutter, welche zwar mit frommer, christlicher Geduld die Notheiten ihres mürrischen oder betrunkenen Mannes ertrug, allein die arme Frau merkte gar wohl, daß durch das Betragen ihres Mannes die Noth immer größer und die Arbeit immer

seltner wurde, da sich so manche Kunden zurückzogen. Die geduldige Lenore weinte deswegen so manche bittere Thräne, und schickte so manchen Stoßseufzer zum lieben Gott hinauf, denn nur Er konnte helfen. Wie froh war sie aber, wenn ihr Mann wieder einmal ordentlich an der Arbeit saß, wenn er ein Paar Stiefel oder Schuhe fertig hatte, und wenn Marianne sie forttrug, und vielleicht dadurch wieder etwas Geld ins Haus kam.

So mußte sie auch einmal fertige Arbeit zur Frau von Wallpol tragen, die auf ihrem Gute anderthalb Stunden weit von der Stadt wohnte, und die, weil sie den Nothstand dieser Familie kannte, jede Arbeit gleich ausbezahlte. Sie ging aber noch aus einem andern Grunde gern dahin. Der Weg ging nämlich ins Gebirge, und das Schloß der Baronin lag auf einem hohen Felsen, und wenn sie dahin wollte, mußte sie durch einen dichten Gebirgswald. Hier wohnte noch ein frommer Einsiedler, genannt Fridolin, der von den Wohlthaten der Leute aus der Umgegend lebte. Marianne mußte an seiner einsam liegenden Hütte vorüber, wenn sie auf das Gut wollte, und wenn sie den ehrwürdigen Bruder begrüßte, erhielt sie zuweilen noch einem freundlichen „guten Tag!“ Birnen oder Äpfel, und heiter und froh sprang das genügsame Mädchen mit diesem einfachen Geschenk nach Hause, das sie gewöhnlich mit der Mutter noch theilte.

Sie eilte diesmal auf dem Hinweg und eben so auf dem Rückweg gar schnell an ihm vorüber; allein Fridolin rief sie zurück und fragte: „Ei! ei! wohin so eilig?“ — Das Mädchen stellte sich etwas beschämt vor den Waldbruder hin, der ihr ein Heiligenbildchen schenkte; er fand sie aber ungewöhnlich verändert. Ihr blaues Auge sah ihn nicht so unschuldig fromm und heiter an wie sonst, und Trübfinn lag auf ihrer Stirn. „Marianne,“ fragte der Einsiedler, „was ist dir? sei aufrichtig, und sage, was dich drückt?“ Nun gab sich das Mädchen an ein Erzählen, wie hart der Vater sei; wie er das Geld vertrinkt, statt der Mutter gibt; wie er sie oft hart behandelt, schimpft und sogar oft schlägt. „Was thut er denn dir?“ fragte Fridolin. „Ach, mir gehts nicht besser, allein an mir ist nicht viel gelegen, wenn nur die arme Mutter nicht so viel leiden müßte.“

„Es ist recht brav, daß du dein Leiden über das Leiden deiner armen Mutter vergessen kannst. Sag ihr aber, wenn ihr Kummer und ihr Leiden recht schwer wird, so gibt Fridolin ihr den Rath, sie möge in einer so harten Stunde an den lieben Heiland denken, denn Er hat noch weit mehr gelitten, und das macht geduldig und stark.“

Marianne dankte für die gute Lehre, erhielt von Fridolin den Segen, küßte dafür seine Hand, und eilte getröstet von dannen. Kaum aber war das Geld im Hause, so gings Abends schon ins Wirthshaus, und wie gewöhnlich ein Uebel nicht allein kommt, so stellte sich auch noch ein zweites Uebel ein, denn Meister Dampmann verlegte sich jetzt auch aufs Kartenspiel.

Anfangs ging's einigemal ganz glücklich, er brachte ein paarmal den Beutel voll Geld mit nach Hause; allein wie das Fähnlein auf dem Dache nicht immer guten Wind anzeigt, so drehte sich auch der Wind beim Kartenspiel. Dampmann verlor mehrmals bedeutend, und dennoch half alles nichts, wenn gleich Lenore ihn bat, das Spiel sein zu lassen, das keinen Segen bringt. Dampmanns guter Name und Credit verlor sich immer mehr, oft hatte er keine Arbeit und folglich auch kein Brod, und nun zeigten sich auch die Folgen der Trinklust, er wurde aufs Krankenbett geworfen. Nun war Holland in Noth, wie das Sprichwort zu sagen pflegt. Der Mann krank, keine Arbeit, kein Geld im Hause, das war gar zu hart. Auch die Mutter wurde bettlägerig, und Marianne saß im hintersten Winkel und weinte. — Sie raffte sich endlich auf, tröstete die Mutter und — ging. — Ihren Weg richtete sie gerade zu Fridolin. „Schon wieder hier?“ fragte er, und Marianne schilderte die große Hausnoth, bat um Trost und Rath und um seine fromme Fürbitte bei Dem, der denen oft nahe ist, wo die Noth am größten. — „Hast du auch fleißig und andächtig gebetet?“ fragte Fridolin. — „O ja, und ich bete alle Tage, zuerst für den Vater, dann für die Mutter, dann für mich.“ — „Bist du gegen den kranken Vater nicht unwillig und unfreundlich geworden, wenn er auch schmollte?“ — „Nein, ich sitze oft an seinem Bette, wische ihm, wenn das Fieber kommt, den Schweiß von der Stirn, reiche ihm Gerstenwasser, das uns unsre Nachbarin geschickt hat und tröste ihn, daß er bald besser werde.“ — „Wie stehts mit deiner Mutter?“ — „Ja, sie ist mein größtes Leiden, denn die arme Frau leidet so unschuldig, und sie ist doch so geduldig, und möchte gern helfen, kann aber nicht. Ich bekam gestern von unserm Nachbar zwei große Pfirsiche geschenkt, davon wollte sie gar nichts nehmen, sondern nur der Vater und ich sollten sie verzehren, ich that es aber nicht anders, sie mußte meinen Theil verzehren, da sie so erschöpft war, denn ich hatte noch ein Stück Brod in der Tasche.“ —

„Nun gut, Marianne, du hast gethan, was du thun konntest, und das war brav. Gehe jetzt aufs Schloß zur Frau Baronin, ich habe schon mit ihr gesprochen und sag ihr: „Fridolin schickt mich her.“ —

Als das Mädchen sich anmelden ließ, wurde sie von einem Bedienten in das Wohnzimmer geführt, wo die Frau Baronin gerade mit einer Stickerie beschäftigt war. Schüchtern trat sie vor dieselbe hin, verneigte sich, und beantwortete gewissenhaft all die Fragen, die Frau von Wallpol an sie richtete. Letztere gab ihr den Rath, da ihr Vater, wie sie sagte, so bedenklich krank sei, und nach der Aussage des Arztes nicht lange mehr leben würde, darauf hinzuwirken, daß sie selbst etwas zu verdienen suche, um der armen Mutter unter die Arme zu greifen. Sie schlug ihr vor, eine Strick- und Nähsschule zu besuchen, die Kosten wolle sie schon tragen. Marianne dankte vielmals der guten Dame, und da sie auch das Mädchen mit Geld und

mit einem Korb von Lebensmitteln versorgte, so ging Marianne gestärkt und getröstet nach Hause. Sie dankte dem lieben Gott recht innig für diese Unterstützung und sagte nachher zur Mutter: „Das haben wir nächst Gott dem frommen Fridolin zu danken.“

Frau von Wallpol war eine jener tieffühlenden Seelen, die neben irdischer Wohlhabenheit auch zuweilen theilnehmende Blicke nach den Hütten der Armen und Nothleidenden richten, Thränen trocknen und Wunden heilen. Sie hatte sorgfältige Erkundigung eingezo-gen und vernommen, daß die Noth bei dieser Familie recht groß sei, und daß Lenore durch die Schuld ihres Mannes ins Elend gerathen sei. Auf's Krankenlager hingestreckt sah er jetzt ein, daß er seine betrübtete Lage durch seine Trink- und Spielsucht herbeigeführt habe, er sah ein, wie sehr er den lieben Gott und seine kirchlichen Pflichten vernachlässigt habe, bereute seinen Leichtsin-n von Herzen; allein der Gedanke, die Seinigen mit ins Elend gestürzt zu haben, lastete auf seiner Seele centnerschwer. Er unterlag endlich seinem Kummer, doch war es ein Trost für die Zurückgebliebenen, daß er mit seinem Gott ausgeöhnt reuevoll in die Ewigkeit hinübergegangen ist. Obgleich Lenore und Marianne manche harte Stunde mit ihm durchlebt haben, so fühlten sie doch schweren Kummer, als sie vor seinem Sarge standen, denn sie verloren in ihm ihren Nährvater, und die christliche Liebe verzeiht ja so gern dem Dahingeschiedenen.

Wenn gleich Frau von Wallpol sich ferner noch der Unglücklichen annahm, so mißbrauchten sie doch ihre Güte nicht, was leider so oft bei Armen der Fall ist. Durch den unentgeltlichen Gebrauch der Arzneien und durch kräftige Nahrung, welche ihre Wohlthäterin ihnen zukommen ließ, erstarkten nach und nach Lenorens körperliche Kräfte, und durch Empfehlung guter Menschen bekam sie allerlei Beschäftigung, wodurch sie so viel verdiente, als der tägliche Lebensbedarf erforderte. Marianne besuchte auch auf Kosten ihrer Wohlthäterin die Strick- und Nähsschule, und erwarb sich durch Fleiß und durch bescheidenes Betragen die Zufriedenheit ihrer Lehrerin. Wie aber zwischen den goldnen Aehren des Getreides auch Unkraut empor-schießt; wie im Getriebe der Menschen Reines und Unreines, Edles und Uedles sich vermengt, so war diese Strick- und Nähanstalt für Marianne eben so gefahrdrohend wie für einen unverdorbenen Jüngling die Universität. Mariannens Mutter hatte bisher ihr Töchterchen fürs Haus erzogen, selbst wie sie noch die Schule besuchte, durfte das Kind sich nicht länger, als es der Schulweg erforderte, auf der Straße aufhalten, die beschränkte Lage der Aeltern erlaubte es auch nicht, andere Kinder einzuladen oder Einladungen anzunehmen. So wuchs Marianne in häuslicher Einsamkeit und unter Entbehrungen und harten Prüfungen empor, von der Mutter zur Gottesfurcht und häuslichen Arbeit jeder Art angehalten, und nur im Nothfall wurde sie mit fertiger Arbeit in andere

Häuser geschickt. „Habe Gott vor Augen und im Herzen,“ dies war der Tugendsschild, den die Mutter ihr immer vorhielt, als das Mädchen anfing, zur Jungfrau heranzureifen. Ihre blonden Haare, die blauen Augen, die Rosen auf ihren Wangen, die trotz der Hausnoth emporblühten, ihr stilles aber angenehmes Wesen machte, daß sie schon zuweilen von Andern bemerkt wurde.

Neben diesem bescheidenen Weibchen saß in der Nähsschule eine gewisse Euphrosyne, deren Charakter sich merklich von dem der Marianne unterscheiden ließ. Als Tochter sehr wohlhabender Aeltern war diese besser gekleidet, dem Aeußern nach für Weltkinder interessanter, sie war schon sich ihrer mehr selbst bewußt, und durch ihre Brüder, die eine gelehrte Schule besuchten, hatte sie, schon mehr als gut war, Bücher aller Art gelesen. Sie schloß sich nicht gern an Mädchen an, die an Alter und Klugheit ihr überlegen waren, wohl aber war die bescheidne Marianne ihr eine erwünschte Nachbarin. Durch ihr klugberechnetes, einschmeichelndes Wesen wußte sie bald das Vertrauen und die Zuneigung der harmlosen Marianne zu gewinnen, ein Ziel, das sie durch einige kleine, unbedeutende Geschenke um so leichter erreichte. Dies war der erste Stein des Anstoßes bei Marianne, denn ihr Pflichtgefühl kam jetzt in Streit. Denn zeigte sie solche der Mutter, so war sie von ihrer Strenge überzeugt, daß sie diese wieder zurückerstatten mußte; sie aber zu verheimlichen, war für ihr gutes Herz ein quälender Gedanke. —

Auf dem Nachhauseweg wurde jetzt nicht selten Euphrosyne eine emsige Begleiterin, auch schlossen sich manchmal noch andere Mädchen an sie an. Da wurde dies und jenes geplaudert, gecherzt und zuweilen Aeußerungen gethan, von denen Marianne in der Unschuld ihres Herzens noch kein rechtes Verständniß hatte. Euphrosyne lud sogar mit Bewilligung ihrer Aeltern Mariannen an einem Abend zu sich. Die Mutter gab dies ungern zu, da sie aber öfters von Euphrosynens Aeltern Aufträge erhielt, um diese oder jene einträgliche Arbeit zu besorgen, so — gab sie wiewohl ungern nach. Diese Einladungen wiederholten sich, doch Marianne wäre gern weggeblieben, so unterhaltend diese kleinen Abendcircel auch waren, denn — ihre nur zu einfache Kleidung stach bei einem solchen Besuche gegen die der andern Mädchen nur zu sehr ab. Allein dieser zweite Stein des Anstoßes ließ sich noch weniger beseitigen. Das arme bürgerliche Mädchen zog zwar aus diesen Zusammenkünften den Nutzen, daß sie jetzt in ihrem Benehmen eine gewisse äußere Politur annahm, die ihr nicht übel stand, allein jetzt fühlte sie erst recht ihre und ihrer Mutter gedrückte und abhängige häusliche Lage.

Bei guten Dingen sagt das Sprichwort: „Alle guten Dinge sind drei;“ aber zu jenem zweiten Stein des Anstoßes kam noch ein dritter und zwar der schlimmste. An diesen abendlichen Besuchen nahmen nicht nur

Euphrosynens Brüder einigemal Antheil, sondern sie brachten auch manchmal Kameraden mit. Unter diesen hatte besonders von einem gewissen Wilhelm Tauler die lebhafteste Euphrosyne viel mit Mariannen zu sprechen. Sie ging in ihrem kecken Vertrauen so weit, daß sie zu ihr sagte: „Du glaubst nicht, wie gut ich ihm bin. Hast du nicht bemerkt, wie wir lezt hin tanzten, daß er mich zuerst aufzog?“ — „Darauf gab ich nicht acht,“ versetzte ganz unschuldig die unbefangene Marianne. Einmal zog er auch sie auf; allein sie schlug es ganz natürlich ab, weil sie nicht tanzen gelernt hat. Euphrosyne fühlte hierüber eine heimliche Schadenfreude. Wilhelm war wirklich ein noch unverdorbenes, braver Jüngling, auch für sein Alter von einer schon ziemlich reifen Verstandesbildung, so daß er das einfaltvolle, sittsame Wesen Mariannens zu schätzen wußte, daher schenkte er ihr immer mehr eine gewisse freundliche Aufmerksamkeit, was der neidischen Euphrosyne nicht entging. Anfangs erlaubte sie sich deswegen gegen ihre Brüder spöttische Anmerkungen, als aber einer derselben so unflug war und ihr bemerkte, daß Wilhelm gesagt haben soll: er schätze Mariannen höher als alle übrigen, da erwachte nun — die Eifersucht, und bei ihrem lebhaften Charakter entstand aus diesem Funken sehr bald eine auflodernde Flamme.

Wie nachtheilig Gesellschaften dieser Art unter jungen Leuten werden können, das lehrt gar oft die Erfahrung und so auch hier. Euphrosyne wurde jetzt in ihrem Betragen gegen Marianne steifer und zurückgezogener, Letztere dagegen, als sie dies merkte, ward ängstlich, weil sie nicht wußte, wodurch sie ihre Freundin beleidigt hatte, und weil sie fürchtete, daß dadurch ihre Mutter die Gunst dieses Hauses verlieren würde. Vollends fühlte sie sich unglücklich, als ihre Mutter sie einmal ganz unerwartet vornahm, und ihr die bittersten Vorwürfe machte, indem sie gehört habe, sie hätte mit dem bewußten Wilhelm eine Bekanntschaft angefangen. — Wie aus einer reinen Quelle klares Wasser hervorquillt, so sprach jetzt Marianne mit ihrem reinen Gemüthe Worte der Wahrheit. Ganz einfach erwiderte sie: „Das ist nicht wahr, das ist Verläumdung.“ Wirklich war es auch so, denn Euphrosyne wußte aus boshafter Eifersucht durch eine ihrer dienstfertigen Mägde diesen Verdacht bei Mariannens Mutter anzuregen. Die nächste Folge war, daß die Einladungen unterblieben, und daß leider der Verdienst, den bisher Lenore von dieser Familie bezog, bedeutenden Abbruch litt. Das war für das gute Mädchen ein schwerer Kummer, weil sie, ohne es zu wollen, Ursache von diesem Verlust war, und sie mit all ihrem häuslichen Fleiße der Mutter keinen Ersatz bieten konnte. Daß auch der gute Wilhelm ihr noch immer im Gedächtniß blieb, war auch noch eine Zuthat zu dieser Herzenslast; auch mußte sie besonders noch besorgt sein, daß Frau von Wallpol von diesen unangenehmen Vorfällen etwas erfahren könnte, und in welchem Lichte würde sie daher vor ihr erscheinen. —

Wie ein vom Himmel herabfahrender Blitzstrahl die Herzen der Menschen erschreckt, so zitterte Marianne, als ihre Mutter mit Vorwürfen ihr ankündigte: sie solle zur Frau von Wallpol kommen. — Scham, Kummer über erlittenes Unrecht, Besorgniß, von dieser Wohlthäterin verstoßen zu werden, dies alles stürmte auf dies junge Herz los. Da sie ihres jungfräulichen Alters und ihrer Fortschritte wegen aus der Nähischule seit geraumer Zeit endlich entlassen worden war, so konnte sie sich gegen Euphrosyne auch nicht vertheidigen, die sie jetzt beinahe gar nicht zu Gesicht bekam. Ein stiller, abgelegener Winkel des Hauses war Zeuge ihres schweren Kummers und ihrer Thränen.

Endlich faßte sie Muth und — ging, aber nicht gleich zur Baronin sondern zu dem guten Fridolin. „Nur reine Wahrheit!“ — sagte er, als sie ihm den Verlauf der ganzen Geschichte erzählte, und mit einem durchdringenden Blick sah er in ihr klares Auge, und überzeugte sich, daß Marianne unschuldig sei. „Gehe du getrost zur Frau Baronin,“ sagte er, „sie wird dich anhören, und sie wird Rath wissen.“ Sie wurde auch wirklich besser und freundlicher aufgenommen, als sie es erwartet hatte, und ihr Erstaunen war um so größer, als schon vorher, ehe sie noch das Schloß erreicht hatte, ein Diener der Herrschaft ihr ein Briefchen im Walde überreichte, worin nichts stand als die Worte: „Marianne kann ganz ruhig sein!“ — Woher dasselbe kam, wer es geschrieben habe, blieb ihr ein Räthsel, und sie hatte nicht den Muth, den Ueberbringer zu fragen, der auch blitzschnell ihr entschwunden war. Nachdem sie den an sie ergangenen Fragen gemäß ganz offenherzig alles mitgetheilt hatte, ein Rath, den ihr Fridolin besonders ans Herz gelegt, wurde sie um so mehr beruhigt, da die Frau Baronin ihr erklärte; sie habe schon vorher alles so gewußt, wie sie ihr die Sache mitgetheilt habe. Die Angst war jedoch nicht abgethan, denn sie mußte in einem Neben-Cabinet warten, weil ein augenblicklicher Besuch Frau von Wallpol verhinderte, Mariannen genauer vorzunehmen, folglich erwartete sie noch eine ernste Strafpredigt. Ihr Gewissen war zwar rein; allein der Gedanke, von dieser guten Wohlthäterin, die ja leicht getäuscht werden konnte, verkannt zu werden, war für sie ungemein schmerzlich. Mit diesem beängstigten Herzen stand sie vor einem Bilde, das den gekreuzigten Heiland vorstellte, und nachdem sie mit einem frommen Blicke zu ihm hinaufgesehen hatte, erregte ein Blatt ihre Aufmerksamkeit, das in einem offenliegenden Gebetbuche aufgeschlagen lag und folgende Trostworte enthielt:

„Sei ruhig, meine Seele! sieh',
Der Herr wacht über dich!
Wer ihm nur traut, verläßt er nie,
Und schützt ihn väterlich.“

Er kennt dich besser, als du meinst,
Und weiß, was dir gebricht,
Er sieht die Thräne, die du weinst:
Drum Seele, zage nicht!

Er weiß, wenn du im Glend bist,
Er sieht dem Jammer zu;
Er sieht, was gut und nützlich ist,
Er liebt dich mehr als du.

Er kann dir helfen, wenn er will,
Sein Arm hat Macht und Kraft,
Ihm ist kein Ding zu groß und viel,
Er waltet und Er schafft.

Er will dir helfen, er ist gut,
Ist Vater, du sein Kind;
Ist besser, und ist länger gut,
Als alle Väter sind.

Drum, Seele halt dich fest an Ihn,
Er ist dein Schild, dein Hort:
„Ich helfe dir, so wahr ich bin,“
Sagt Er und — hält sein Wort.“ —

Nach dieser trostreichen Ermahnung faßte sich Marianne, und erwartete ruhig, was da kommen sollte. Nach Verlauf einer halben Stunde wurde Marianne durch den Bedienten zur Frau von Wallpol gerufen. Als sie vor ihr erschien, gab diese ihr eine ernste Warnung mit dem Bedeuten, daß man im Leben im Umgang mit Andern vorsichtig sein müsse: „Danke nur Gott, sagte sie, daß du, wie man zu sagen pflegt, aus diesem Verhältniß mit heiler Haut davon gekommen bist. Meide den Umgang der listigen Euphrosyne, denn sie hat es nicht gut mit dir gemeint.“ —

Zum größten Erstaunen aber und zur größten Freude Mariannens erhielt sie von Frau von Wallpol den Antrag, sie für immer zu sich nehmen zu wollen, um ihrer Mutter ihre letzten Lebenstage zu erleichtern; „auch will ich, sagte sie, zu deiner fernern Ausbildung noch Sorge tragen, damit, wenn ich nicht mehr bin, deine Lebensverhältnisse gesichert werden.“ — Sprechen konnte das überraschte Mädchen nicht; indem sie die Hand der Frau Baronin küßte, beneßte sie dieselben mit Thränen dankbarer Nührung. Nachdem sie sich erholt hatte, vergaß sie nicht, dem guten Fridolin zu danken, der ihr immer guten Rath gab, und sich für sie so freundlich verwendet hatte. „Wer Gott fürchtet und Recht thut,“ erwiederte er,

„dem geht es am Ende doch noch gut, und wenn auch hier auf Erden nicht mehr, doch in einer andern bessern Welt.“ — Nun löste er ihr auch das Räthsel, wie die Baronin so genau von Mariannens Unschuld unterrichtet sein konnte. Es war das Werk des braven Wilhelm, der hinter die Schliche der listigen Euphrosyne gekommen war. Er theilte nämlich alles seinem Vater mit, welcher der Geschäftsführer von Frau von Wallpol war, und der sich der unschuldig Verfolgten annahm, indem er ihr alles offenbarte, und Wilhelm war es, der gleichsam wie ein unsichtbarer Geist jenes Briefchen ihr heimlich zuzustellen wußte.

Als Marianne die frohe Aussicht in die Zukunft nach ihrer Rückkehr der Mutter mittheilte, freute sie sich mit ihr, doch war diese schon vorher davon in Kenntniß gesetzt worden, indem die Frau Baronin durch ihren Geschäftsführer die Einwilligung der Mutter nachgesucht hatte. Nun ging für Mutter und Tochter eine freundliche Friedenssonne auf. Erstere hatte ihr ziemliches Auskommen durch ihrer Hände Arbeit, und was zu weilen fehlte, das ersetzte die Tochter, indem sie sich Manches ersparte und zwar vom dem, was ihre Gebieterin ihr zukommen ließ. Durch ihren häuslichen Fleiß gewann sie immer mehr das Zutrauen derselben, und somit wurden ihre Verhältnisse immer angenehmer. Sie wurde mit der nöthigen Garderobe versehen, und was noch mehr werth ist, sie profitirte immer mehr in der Umgebung ihrer Wohlthäterin durch ein feineres Betragen, und nachdem Frau von Wallpol die Tochter ihres Bruders auch zu sich genommen hatte, die nacheinander Vater und Mutter verloren hatte, so durfte Marianne sogar an dem Unterricht derselben Theil nehmen. Daher darf man sich nicht wundern, daß in einigen Jahren Marianne so sehr an feinerer Bildung und liebenswürdigem Betragen zunahm, daß sie späterhin im Hause von Frau von Wallpol mehr als Gesellschafterin als für ein eigentlich dienendes Glied des Hauses betrachtet wurde. Doch blieb sie immer in den Schranken der Bescheidenheit; sie hielt sich immer gegen ihre Wohlthäterin in den Grenzen schuldiger Ehrfurcht und Dankbarkeit, und auch gegen die dienenden Hausgenossen übernahm sie sich nicht, sich wohl erinnernd ihrer frühern ärmlichen Verhältnisse. Und wie wohl that es ihr, wenn sie in freien Augenblicken ihre liebe Mutter besuchen durfte, dann gab es zu berichten und mitzutheilen, was jede auf dem Herzen hatte; zuweilen vereinigten sie sich in einem frommen Gebete, in welchem man des verstorbenen Vaters auf fromme Weise gedachte. Hinsichtlich der Geistesgaben war Marianne nicht stiefmütterlich bedacht worden, daher that es der Mutter so wohl, mit ihrer gebildeten Tochter sich zu besprechen und zu unterhalten. Auch hatte Marianne die Unterrichtsstunden, die der Anverwandten ertheilt wurden, so vortheilhaft benutzt, daß sie bei der erlangten Fertigkeit in fremden Sprachen bei den öfteren Reisen der Frau von Wallpol gute Dienste leisten konnte.

So begleitete sie diese auf einer Reise nach Italien. Sie, die früherhin höchstens nur eine Stunde weit über ihre Vaterstadt hinausgekommen war, fühlte sich entzückt durch die Naturschönheiten der Schweiz, und sie bewunderte die noch übrig gebliebene Größe italienischer Städte. Frau von Wallpol hatte diese interessante Reise um ihrer Gesundheit wegen unternommen, da sie öfter von Brustleiden heimgesucht worden ist. Auch Marianne nahm ein Leiden mit auf den Weg. Der Sohn des Geschäftsführers, jener Wilhelm Tauler, hatte unterdessen die Universität absolvirt. Kurz vor der Abreise machte er bei der Frau Baronin seine Aufwartung, und bei dieser Gelegenheit sah und sprach ihn auch Marianne. Es gibt zuweilen Menschen, die sich gegenseitig nie vergessen können, wenn sie sich einmal gesehen haben, und so mußte Marianne sehr oft an Wilhelm und Wilhelm an Marianne denken. Er war zum kräftigen Manne gereift, und sie war von Mutter Natur durchaus nicht vernachlässigt worden. Dazu kam aber noch, daß gegenseitige Herzens- und Geistesbildung beide Wesen unbewußt miteinander vereinigte, ohne daß sie hierüber nur ein Wort gewechselt hätten. Kurz vor ihrer Abreise vernahm aber leider Marianne, daß Wilhelm am Nervenfieber plötzlich erkrankt sei, daher reiste Wilhelm nachher, wie man zu sagen pflegt, als blinder Passagier mit, denn unsichtbar saß er im Wagen oder vielmehr im Herzen der bekümmerten Marianne. Ein fühlendes Herz sucht auch Theilnahme, und diese wurde ihr zu Theil in der Anverwandten der Baronin, die auch die Reise mitmachte. Fräulein Mathilde von Reineck, so hieß sie, war für Marianne ein wohlthätiger Umgang, und sie hatten als gleichgestimmte Seelen einen innigen Freundschaftsbund geschlossen, die sich auch gegenseitig so gern alles mittheilten. Leider aber waren die Nachrichten über Wilhelms Krankheitszustand nicht erfreulich, so daß selbst sein Vater schrieb, es sei das Neueste zu befürchten.

Nachdem die Reisenden sich einige Zeit in Florenz aufgehalten hatten, schlug Frau von Wallpol den Weg nach Rom ein. In dieser heiligen Weltstadt, dem Wohnsitz des heiligen Vaters der Christenheit, beschloß sie einige Monate zu bleiben. Die Ruhe und Stille, die hier herrschte, die schönen Kirchen, welche die Reisenden besuchten, waren ein wahres Labsal für ihre frommen Seelen, und als sie zum erstenmal in den erhabenen Gottestempel in die Peterskirche traten, da wurde ihr Geist von Erstaunen und Bewunderung ergriffen, und in Demuth lagen sie hier auf ihren Knieen, betend für ihre Seelen und für die, die ihnen lieb und theuer waren. Frau von Wallpol beweinte noch immer ihren Herrn Gemahl, der leider nach einer glücklichen Ehe sobald durch den Tod von ihr getrennt worden war, nachdem sie nur sechs Jahre verheirathet gewesen waren. Als sie in diesem Tempel ihre Andacht verrichtet und Gott für die bisher glücklich zurückgelegte Reise gedankt hatten, verließen sie die Peterskirche. Nachdem sie am

Gingang noch einmal sich umfahen, und in stiller Betrachtung verweilten, ging ein Herr an ihnen vorüber, der eine verschleierte Dame am Arm führte, die in sich gefehrt, den Blick zur Erde senkte, und von dem Anblick dieser großen Schöpfung ergriffen zu sein schien. Unbemerkt sah Marianne sie genau an, und wen sah sie zu ihrem Erstaunen? . . . es war Euphrosyne. Alle verwunderten sich über diese ihnen räthselhafte Erscheinung. —

Späterhin, als Frau von Wallpol wieder nach Deutschland zurückgekehrt war, vernahm Marianne, daß Euphrosyne einen reichen Gutsbesitzer zu fesseln gewußt hatte, hoffend, mit seinem Gelde eine große Rolle spielen zu können. Allein wie mancher Rechenmeister sich doch verrechnet, so auch hier. Ihr Mann war fromm, einfach, ein geschickter und sparsamer Geschäftsmann, und nebenbei von festem Charakter. Er durchschaute bald die zwar klugangelegten weiblichen Schlingen, ließ seine Gemahlin sich in dieselben recht tief verwickeln, während er den Unwissenden spielte, bis sie endlich solche Blößen gab, daß sie als Neumüthige sich der schützenden Leitung ihres Mannes anvertrauen mußte. Nun fing er allmählich schonend an, an ihrer Besserung zu arbeiten, und obgleich seine Correctionsmethode keine leichte war, so gewann doch das Bessere und Edlere in ihrem Gemüthe die Oberhand, und wie sie endlich, unterstützt von religiöser Selbstanschauung, mit freigewordenem Geiste ihrer mächtig geworden war, so arbeitete sie unablässig an ihrer Besserung, die auch vom Segen Gottes begleitet wurde. Zum Lohne ihrer völligen Sinnesänderung versprach er ihr, eine große Reise zu machen, und als Oekonom suchte er Italien kennen zu lernen, und weil damals gerade das große Jubiläum war, so verbanden sie mit ihrer Reise zugleich auch einen frommen Zweck und besuchten Rom. Leider aber überfiel ihren Mann in einem kleinem Städtchen unweit Rom ein hitziges Gallenfieber, und ungeachtet aller angewandten Mittel erlag er der Krankheit. Ganz fremd im Lande suchte sie einweilen ein Unterkommen in einem weiblichen Kloster, um eine anständige Gelegenheit zur Nachhausereise daselbst abwarten zu können, allein dieser unerwartete Schlag des Schicksals hatte so mächtig auf sie gewirkt, daß die liebevolle Behandlung der Nonnen den Entschluß in ihr aufkeimen ließ, der Welt zu entsagen, und sich ganz dem klösterlichen Leben zu weihen. Nachdem sie durch einen ihrer Brüder ihre Angelegenheiten in Deutschland hatte ordnen lassen, trat sie in dem Klösterchen das Noviziat an, wo sie auch eine deutsche Nonne hatte kennen gelernt, und nach zwei Jahren wurde sie eingekleidet. Nach späterhin eingezogenen Nachrichten vernahm man, daß aus diesem ehemaligen Weltknecht eine bußfertige, demüthige Nonne geworden sei, die den Anforderungen ihrer Vorgesezten auf eine wünschenswerthe Weise entsprach.

Frau von Wallpol reiste nach einem Aufenthalt von mehreren Monaten

von Rom ab, um noch die lachenden Gefilde Neapels zu besuchen. Ungefähr in einer Entfernung von einigen Meilen von dieser majestätischen Königsstadt wurden die Reisenden von Banditen angefallen. Zwar verlor der Kammerdiener der Frau von Wallpol den Muth nicht, und suchte sich mit einer Pistole in der Hand zu vertheidigen, allein sie versagte, und als einer der Räuber ihm selbst eine Pistole auf die Brust setzte, mußte er sich ergeben. Die arme Baronin fiel vor Schrecken in Ohnmacht, Marianne flehte auf den Knien um die Erhaltung ihrer so theuern Gebieterin, was ihnen endlich allen zugesichert wurde, wenn sie sich ruhig verhalten würden. Die wilden Gesellen nöthigten den Kutscher von der Straße abwärts nach dem Gebirge zu fahren, nachdem man Frau von Wallpol wieder zu sich gebracht hatte, bis man endlich in einem einsamen wilden Thale Halt machte, und ihnen angezeigt wurde, sie würden wieder in Freiheit gesetzt werden, wenn sie ein bedeutendes Lösegeld erlegen würden. Sie drohten aber auf der Stelle die Reisegesellschaft zu massakriren, wenn sie merken würden, daß man sie an die Regierung verrathen wolle. Sie unterhandelten daher mit dem Kammerdiener, ihn nach Neapel entlassen zu wollen, um dort die nöthige Summe aufzubringen, erklärten aber, Wachtposten auszustellen; würde er ohne irgend eine Begleitung mit dem Lösegeld zurückkehren, dann sei ihnen Leben und Freiheit geschenkt, im entgegengesetzten Fall aber sei ihnen das Leben verwirkt, wenn er vielleicht mit militärischer Begleitung zurückkehren würde.

Ein Glück war es, daß Frau von Wallpol an einen der reichsten Banquiers in Neapel adressirt war, um nach Bedürfniß bedeutende Summen bei demselben erheben zu können. Auch erlaubten die Raubgesellen, eine schriftliche Weisung aus einem der Koffer herausnehmen zu dürfen; allein sie konnten voraus wissen, daß sie durch die bloße Vorzeigung des Kammerdieners nicht respectirt würde, und außer dem Banquier und dem Gesandten ihres Landes war Niemand in Neapel, an den sie sich hätten wenden können. Der Kammerdiener wagte also das Letztere, und wanderte nach dieser herrlichen Königsstadt. Nicht ohne viele Mühe fand er endlich das Hotel des Gesandten seines Landes. Augenblicklich war derselbe abwesend, der Kammerdiener wurde daher angewiesen, sich an dessen Legations-Secretair zu wenden. Als er in dessen Bureau trat und sich meldete, wer saß hinter einem Gitter am Pulte? . . . es war so zu sagen der Schutengel Mariannens — der brave Wilhelm Tauler! — der bereits durch einen Brief seines Vaters von der Reise der Frau von Wallpol nach Italien in Kenntniß gesetzt worden war.

„Eingehüllt in feierliches Dunkel
Sind die Wege, Gott, die Du uns führst!
Kein Verstand erforscht den Muth, nach welchem
Du die Deinen wunderbar regierst.“

Selbst der fromme, tugendhafte Weise
 Dringet nicht in diese Tiefen ein;
 Vieles, was er um sich her erblicket,
 Wird ihm dunkel, unerklärbar sein.

O, verzeihe Vater, wenn wir Schwache
 Deine weise Güte nicht versteh'n,
 Und mit matten, eingeschränkten Blicken
 Nur das Böse, nicht das Gute seh'n.
 Dort einst werden unsre Blicke freier,
 Heller Morgen scheint nach finst'rer Nacht;
 Freudig dankbar wollen wir dann rufen:
 „Vater, Du hast alles wohlgemacht!“ —

Wilhelm hatte sich nämlich, nachdem er die Universität verlassen, dem diplomatischen Fache gewidmet, und es glückte ihm bei seinen Talenten sehr bald, als Legationssecretär angestellt, und als solcher dem * * * Gesandten von R. . am neapolitanischen Hofe beigegeben zu werden. Wie war er erstaunt und erfreut, den Kammerdiener der Frau von Wallpol vor sich zu sehen; aber zugleich wurde er bestürzt, als er von dem traurigen Ereigniß in Kenntniß gesetzt wurde. Als der Gesandte von einer Landpartie des andern Tages zurückkam, und er die mißliche und gefährvolle Lage der Reisenden vernommen hatte, wandte er sich sogleich an die neapolitanische Regierung. Es war den Behörden eine erwünschte Gelegenheit, diesen Freibeutern auf die Spur zu kommen, da schon mehrmals bei der Königlichen Polizei Klagen deswegen aus der Umgegend eingereicht worden waren, und nun hoffte man, dieser gefährlichen Menschen endlich habhaft zu werden. Freilich war hierbei die größte Vorsicht nöthig.

Da die Räuber eine Stelle im Gebirge, nämlich bei einer Quelle, bestimmt hatten, wo das Lösegeld deponirt werden sollte, so wurde der Kammerdiener von der Polizei beordert, das Geld dahin zu bringen, was auch geschah. Einer von dieser Bande lauerte auf einer Anhöhe in der Ferne, und da er sich sicher glaubte, kam er herab, und empfing die erlangte Summe. Nun begleitete er den Kammerdiener zur Herrschaft zurück, und sie athmeten wieder freier, als er herabkam, und der Anführer ihnen ankündigte, sie seien jetzt wieder frei, jedoch mit dem Beding, das größte Stillschweigen zu beobachten, und sich nicht rächen zu wollen. Allein die Regierung hatte schon ein kleines Detachement Soldaten nächtlicher Weile auf Umwegen in diese Gegend geschickt. Sie vertheilten sich heimlich in verschiedene Dörfer, denn auch die Landleute wurden schon lange durch diese Bande in Schrecken gesetzt. Während nun die Reisenden den Weg nach Neapel einschlugen, zogen sich die Truppen abgeredetermaßen in einem immer engeren Kreise zusammen, bis sie endlich ausgekundschaftet hatten,

daß sich die Räuber bei Tage in einer Höhle verborgen hielten. Man hatte sich auch nicht getäuscht. Mit Sturmſchritt gingen die Truppen darauf los; es fielen Schüſſe, und nun entwickelte ſich ein Kampf, allein der commandirende Officier hatte mit den Truppen eine ſo vortheilhafte Stellung eingenommen, daß ſie endlich des Platzes Meiſter wurden, und dem Raubgeſindel nichts übrig blieb, als ſich zu ergeben. Unterdeß nahte auch Verſtärkung heran; die Ueberwundenen wurden bewacht, nachdem man ihnen das Löſegeld wieder abgenommen hatte. Aus einem naheliegenden Dorfe brachte man einen Wagen herbei, um die Verwundeten darauf zu legen, und ſo kehrten die Truppen mit den Gefangenen ſiegreich nach der Stadt zurück.

Wie froh waren die Reiſenden, als ſie in Sicherheit waren, und nach ausgeſtandenen Nengſten in der prächtigen Königsſtadt in Neapel Obdach fanden. Freilich wurden ſie anfangs incommodirt, indem ſie einigemal wegen der Gefangenen vor Gericht erſcheinen mußten; allein ſpäterhin erholten ſie ſich zusehends von ihren Mühseligkeiten, und ſie fanden ſich durch die Schönheit der Gegend von Neapel tauſendfach belohnt. Sie bezogen eine Wohnung nahe am Meere, wo ſie eine köſtliche Ausſicht hatten und die balsamiſchen Düfte dieſer herrlichen Natur einathmen konnten. Hier beſuchte nun Wilhelm Tauler gar oft die Frau Baronin oder vielmehr — Mariannen, die eben ſo glücklich war, ihn ſehen zu können. Hier ſahen ſie oft am Morgen auf dem Balkon die in Rosenglanz eingehüllte Natur, wenn der Beſuv ſeine Rauchſäulen gegen den azurnen Himmel ſendete; hier bewunderten ſie die Abendglut, welche bei der untergehenden Sonne ſich über Land und Meer ausbreitete, und hier genoſſen ſie oft das herrliche Schauſpiel, wenn der Mond am fernen Horizont heraufſtieg, und ſich über dem dunkeln Meeresspiegel wie eine breite Silberſtraße bis ans Ufer hin erſtreckte. In ſolchen Augenblicken fühlten ſie die Wahrheit jenes einfachen Liedes:

„Ja wunderschön iſt Gottes Erde
Und werth darauf, vergnügt zu ſein,
Drum will ich, eh' ich Aſche werde,
Mich dieſer ſchönen Erde freuen.“

In einem ſo ſchönen Abend ſchauten Marianne und Wilhelm wieder in das grünlich-blaue Meer hinaus. Silberschaum tanzte auf den Wellen, und Rosenwolken ſchmückten den abendlichen Himmel. Während Frau von Wallpol, ermüdet von der Hitze des Tages, ſich ins Zimmer zurückgezogen und aufs Sopha hingelagert hatte, faßte Wilhelm Mariannen bei der Hand, ſah in ihr reines Auge und fragte: „Marianne! können Sie durch mich glücklich werden?“ und Marianne bejahte es mit einer Thräne der innigſten Nührung. — So hatten zwei ſich verwandte Seelen unter

dem schönsten Himmel auf Erden einen ewigen Bund geschlossen. Noch an demselben Abend theilte Wilhelm der Frau von Wallpol dieses Geheimniß mit, wovon nur der Himmel Zeuge war, und diese edle Frau freute sich über diese gegenseitige Wahl, und ertheilte ihnen ihren Segen.

Als sie später nach Deutschland zurückgekehrt waren, suchte Wilhelm in seinem Vaterlande eine Anstellung, die er auch erhielt. Nun führte er Mariannen an den Traualtar, Frau von Wallpol war aber nicht mehr Zeuge ihres ehelichen Glücks, denn sie starb ein Jahr vorher. Beide aber wanderten oft an ihr Grab und segneten ihre ihnen unvergeßliche Wohlthäterin.

G.

